

Ich habe neue Türen aufgemacht

Als mittlerweile erwachsenes Flüchtlingskind, das seit Jahren versucht, das Erlebte zu verarbeiten, und nicht mehr zu verdrängen, ist die Teilnahme an solch einem Kongreß nicht nur wichtig, weil wegweisend, sondern auch schön und ermutigend.

Ich bin als ältestes von drei Kindern in Montevideo aufgewachsen, einer Stadt, die in meinem Gedächtnis nicht die Sehnsucht oder Nostalgie hervorruft wie bei den erwachsenen Flüchtlingen. Durch viele Erzählungen anderer Uruguayer, durch die Lektüre von Gedichten und Geschichten und Geschichtsbüchern, verwischt sich das Bild dieser Stadt in meinem Kopf. Es bleiben aber Ereignisse, die sich dort abgespielt haben, wie Filmszenen, die willkürlich auftauchen und wieder verschwinden. Hausdurchsuchungen, Gefängnisbesuche; das Kofferpacken für die Flucht; ein Wettrennen aus der Schule nach Hause; Treffen mit Genossen, Freunden, Verwandten; eine Geburtstagsfeier; ein Wiedersehen mit meinem Vater; auf Kinder aufpassen, die bei uns wohnten; Leichen beschauen, eine Straßen-Wasser-Schlacht; enge Freundinnen, das neue Fahrrad.

Die erste Flucht unserer Familie führte uns nach Santiago de Chile, im Mai 1973. Nach herzlichem Empfang fühlte ich mich in meiner kindlichen Skepsis im Juni 73 bereits bestätigt, als der erste Putsch mißlang.

Der 11. September 1973, ein wunderschöner Frühlingstag, brachte den Tod und die Angst in die Schule, riß uns auseinander - meine Oma war drei Tage verschollen, als sie uns von der Schule abholen wollte - und eröffnete mir ein neues Leben. Nun war ich ein richtiger Flüchtling in einem Lager, ohne Paß und Bürgerrechte.

Es gäbe viel zu berichten von dieser Zeit, von den Ereignissen, oder vielmehr von meinen Erlebnissen. Mir geht es eher darum, wie solch ein Leben oder Weg einen Menschen prägt.

In Deutschland, kaltem Winterland, angekommen, feierte ich meinen 12. Geburtstag inmitten von schmelzenden Schneeflocken, die ich für eine Lawine hielt. Die Integration war schwierig, die Mentalität der Deutschen

unverständlich, mein Dasein ein Widerstand. In einem Jahr nahm ich 15 Kilo zu und wuchs um 10 cm. Das machte die Unterernährung deutlich, unter der ich bis dahin gelitten hatte, ohne es zu wissen. Anstatt uns eine dieser wunderschönen Slum-Hütten zu geben, Schrebergärten, wie ich Jahre später erfuhr, besorgte uns die Stadt Köln eine große Sozialwohnung, groß genug, um noch meinen Vater aufzunehmen, mit dessen Ankunft wir 1974 täglich rechneten. Es ist eigentlich bezeichnend für meinen Werdegang, daß ich jetzt erst meinen Vater erwähne, der eigentlich die Ursache dieses Weges ist. Aber mittlerweile habe ich gelernt, seine Geschichte von der meinen zu trennen. Er war inhaftiert, einer von vielen politischen Gefangenen in Uruguay, aber einer mit einem großen Vorteil: seiner Frau. Nachdem seinem Freispruch nicht seine Freilassung folgte, begann meine Mutter alles zu tun, um ihn wenigsten am Leben zu erhalten.

Internationale Publicity bedeutete zwar, daß er mehr schikaniert, aber nicht mehr gefoltert wurde. Die Energie und Fähigkeit meiner Mutter setzte eine immer größer werdende Kampagne in Bewegung, die beispielhaft war, und es gelang das Unmögliche. Mein Vater wurde nach 10 Jahren freigelassen und kam nach Köln, wo er bis 1986 lebte.

Mein Beitrag zur Ausstellung im Rahmen des Kongresses ist eine Sammlung von Fotos, die den Augenblick seiner Ankunft festhalten. Sie dokumentierten das Ende eines ermüdenden und gespannten Kampfes und den ungewissen Anfang einer neuen Familie. Sie beweisen zu welcher Kraft eine Frau fähig ist. Sie deuten an, was sich später bewahrheitet, daß eine so stark gewordene Frau nicht in die alte Mutter- und Hausfrauen-Rolle zurückgehen kann; daß sie nicht mehr in der Lage war, ohne Hilfe eine Beziehung zu einem neuen - fremden - alten Mann aufzubauen.

Mit der Anwesenheit meines Vaters begann für mich eine sehr lange Trotz-Phase. Ich verweigerte die Solidaritätsarbeit, ich übersetzte nicht mehr, ich zog aus und studierte ein bißchen; ich verschaffte mir die notwendigen Rechtfertigungen, um in Köln bleiben zu können, als meine Familie nach Uruguay zurückkehrte.

Erst langsam, erst jetzt wird mir bewußt, daß ich persönlich - und nicht nur meine Familie - diese Rechtfertigung brauchte, um den notwendigen Abstand zu gewinnen. Dieser Abstand erlaubte es mir, eigene Erfahrungen zu sammeln, einen eigenen, selbst ausgesuchten und komplizierten Weg zu gehen. Es ist toll, die Schwierigkeiten, wenn noch nicht überwunden, doch wenigstens erkannt zu haben; es ist toll die eigene Persönlichkeit zu bilden, und die Identität zu suchen; es ist toll unabhängig zu

werden. Aber noch toller ist es, durch diesen Kongreß Frauen kennenzulernen, die mich in meinen Schritten bestätigen, die mir um meinetwillen zuhören, Frauen, die tatsächlich etwas mit mir anfangen können. Ich bin sehr glücklich darüber, denn ich habe jetzt ganz neue Türen aufgemacht, an deren Schwellen zwar viele Konflikte und Tränen stehen, aber eben auch lachende Gesichter von Frauen aus der ganzen Welt.